

Bibliographie und Theologie

(Die Textualität des Schrifttums von Bischof Klaus Hemmerle als Signatur seines Denkens)

Josef Schreier

Klaus Hemmerle (1929–1994) war von 1975 bis zu seinem Tode 1994 Bischof von Aachen¹. Von seinem theologischen und spirituellen Werdegang her war es nicht unbedingt zu erwarten, dass Klaus Hemmerle jemals ein solches Amt bekleiden würde, denn einerseits bewegte sich sein theologisch-wissenschaftliches Interesse (die christliche Religionsphilosophie im Gespräch mit den Denkern der Moderne seit Descartes) weitestgehend in theologischem Neuland, was durchaus entsprechende Vorbehalte hervorrief; andererseits ließ seine feinsinnige und tiefgründige Spiritualität schon von Beginn an eine Diskrepanz vermuten zur etwaigen Vorstellung eines robusten und durchsetzungsfähigen Bischofs. Ein solcher Bischof war Hemmerle zweifellos nicht, und es mag im Bistum Aachen gewisse Enttäuschungen hervorgerufen haben, wenn und insoweit solche Erwartungen bestanden haben. Auf der anderen Seite hat Hemmerle mit seinem Amtsstil vielleicht gerade einen neuen Bischofstyp inauguriert, umso mehr als er – und das wird auch der Tenor

¹ Zur Orientierung über Biographie und Werk können dienen: Peter Hünermann: Klaus Hemmerle, in *LThK*³ 4(1995), Sp. 1418; Reinhard Feiter: Klaus Hemmerle (1929–1994): eine biographische Skizze, in: *Geschichte im Bistum Aachen* 4(1997/1998), S. 481–490 (ursprünglich in: *Necrologium Friburgense 1991–1995: Verzeichnis der in den Jahren 1991 bis 1995 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg*, in: *Freiburger Diözesan-Archiv* 116 [1996], S. 135–301, hier S. 244–248; Josef Sreier: Zwischen spekulativer Theologie und Bischofsamt: ein Rückblick auf den Weg von Bischof Klaus Hemmerle, in: *Geschichte im Bistum Aachen* 3(1996), S. 268–290; ders.: Klaus Hemmerle 1929–1994. Bischof von Aachen, in: *Aachener machen Geschichte: fünfzehn Porträts historischer Persönlichkeiten* (hrsg. v. Bert Kasties [u. a.]) Bd. 1, Aachen 1997, S. 193–202. Zur wissenschaftlichen Rezeption ist bisher vor allem zu beachten: Andreas Peter Frick: *Der dreieine Gott und das Handeln in der Welt: christlicher Glaube und ethische Öffentlichkeit im Denken Klaus Hemmerles* (Studien zur systematischen und spirituellen Theologie, 24) Würzburg 1998; Michael Böhnke: *Einheit in Mehrsprüchlichkeit: eine kritische Analyse des trinitarischen Ansatzes im Werk von Klaus Hemmerle* (Bonner dogmatische Studien, 33) Würzburg 2000.

unserer jetzigen Ausführungen sein – von seinem gedanklichen Ansatz her für eine innige Einheit pastoraler, spiritueller und wissenschaftlich-theologischer Aspekte plädierte, die erst in ihrem integrierenden Zusammenwirken dasjenige zum Ausdruck bringen können, was den Glauben des Christen zuinnerst bewegt. Das, was für Hemmerle (wissenschaftliche) Theologie war, verstand er als Modus der *Nachfolge* und nicht als ein distanzierendes, unbeteiligtes Darüberstehen, wie aber auch umgekehrt *Nachfolge* für ihn etwas mit glaubender *Erkenntnis* zu tun hatte. Und in der pastoralen Praxis hatte sich beides zu verbinden, dergestalt, dass von der pastoralen Erfahrung nochmals seinerseits neues Licht ausging auf den Sinn sowohl von *Nachfolge* wie von Theologie.

Hemmerles wissenschaftliches wie pastorales Wirken war durchgehend begleitet von literarischer bzw. literarisch gefaßter Reflexion. Es bedarf daher sicher keiner weitergehenden Begründung dafür, dass der Wunsch bestand, die im Lauf der Zeit entstandene umfangreiche literarische Produktion des Bischofs eines Tages in bibliographischer Form zusammenzustellen und das Ergebnis der Forschung als Arbeitsmittel zur Verfügung zu stellen. Über die spezifischen Schwierigkeiten und Besonderheiten bei diesem Unterfangen ist im Vorspann zu unserem Versuch, ein solches Schrifttumsverzeichnis zu erstellen, des Näheren berichtet worden². Im Laufe dieser Arbeit war nun der Eindruck und die Einsicht immer stärker und bestimmender geworden, dass diese besondere bibliographische Erfahrung mit Hemmerles Texten etwas mit dem zu tun hat, was der Bischof inhaltlich zu sagen versuchte, – dass es womöglich gar schon eine Spur *der* Praxis darstellte, auf die Hemmerle eben nicht nur im Text, in der Theorie hinweisen wollte, sondern zu der er mit einer – man kann vielleicht sagen – existentiellen Geste einlud, für welche aber ein Text jeweils immer nur ein je noch zu integrierendes Moment darstellte. Daher legte es sich nahe, dieser spezifischen Einsicht, die sich anlässlich und anhand der bibliographischen Arbeit ergab, eigens nachzugehen.

Klaus Hemmerle hat sich um eine Bibliographie seiner Schriften zu Lebzeiten nicht vorrangig gekümmert. Im Gegensatz zu anderen bedeu-

² Bibliographie Bischof Prof. Dr. Klaus Hemmerle, im Auftr. der Bischöflichen Diözesanbibliothek Aachen erarb. v. Josef Schreier, in: Kirchliches Buch- und Bibliothekswesen Jahrbuch 1 (2000) S. 155–268. Im Folgenden zitierte Titel der Bibliographie werden unter dem Sigel HB mit Nummer angeführt.

tenden Bischofsgestalten³ sind auch nicht bereits parallel zu den Publikationen die bibliographischen Daten seiner Texte systematisch festgehalten worden. Dies musste vielmehr erst nach seinem Tode geschehen, auf der Basis einer zwar einigermaßen umfassenden, aber doch, wie sich herausstellte, nicht vollständigen Sammlung seiner Belegstücke. Aber diese Tatsache selber ist schon bezeichnend für die Art seiner Äußerungen. Es ging ihm nämlich nicht um eine Inszenierung seiner selbst. Die grundlegende Erfahrung, die man mit den Schriften Klaus Hemmerles macht, ist vielmehr die, dass es ihm offenkundig nicht darauf ankommt, dass dies Schriften wären, die durch ihr eigenes Vorhandensein Eindruck machen sollen. Vielmehr ist alles Geschriebene und Veröffentlichte Bestandteil und Beitrag zu einem Gespräch und zu einem Weg. Alles, was als bloßer Textbestand vorzukommen scheint, wird ausgesetzt ins Gespräch und die bewährende Praxis. Dass demnach aus Texten, die gar nicht bloß Texte sein wollen (oder noch stärker: die gewissermaßen selber gar nichts sein wollen), gleichwohl ein umfangreiches Text-Verzeichnis, eine Bibliographie, entstehen konnte, macht die innere Vielstimmigkeit und Be-Denklichkeit dieses Phänomens aus.

Die Art und Weise also, in welcher sich das Schrifttum Hemmerles phänomenologisch sich darstellt – oder die zuvor schon Tatsache, dass sich diese Weise überhaupt als ein eigenes, sich abhebendes Phänomen darstellen läßt, hat dann, wie wir meinen, mit dem Inhaltlichen dieses Schrifttums, nämlich der Art und Weise, *wie* dies Theologie ist, und dass es so *Theologie* ist, unmittelbar zu tun. Vielleicht läßt sich auch erst dadurch das – durch Hemmerles persönlich bescheidenes Zurücktreten verborgene – Radikale und „Unselbstverständliche“ seines theologischen Denkens sichtbar machen, auch dann, wenn es oft scheinen kann (und wie es Hemmerle selber bei Bonaventura konstatierte), als ob „die Inhalte“, die er darstellt, „die klassischen“⁴ seien.

³ Vgl. etwa W. Weygand: Schriftenverzeichnis Joseph Höffner 1933–1983, Köln 1986 sowie die Fortsetzung: ders.: Schriftenverzeichnis Joseph Höffner 1984–1988, Köln 1989

⁴ HB 284 (Theologie als Nachfolge) S. 143. Diese Wendung stellt dem Nachdenkenden allerdings die Frage, ob es denn wirklich so ist, dass die neue Weise des theologischen Denkens, die Hemmerle erprobt, einfachhin nur zum „Klassischen“ und zum „Selben“ dessen führt, was immer schon gesagt bzw. verstanden wurde (wie es Hemmerle selber oft betont). Die relativ starke Irritation und Ratlosigkeit, die Hemmerles Äußerungen, bei all ihrer rhetorischen Brillanz, manchmal bei Zuhörern (und auch Lesern) hervorriefen, die mit den

I.

Eine erste diesbezügliche Beobachtung zur Bibliographie könnte sein, dass die Anzahl systematischer Schriften bei Hemmerle vergleichsweise gering ist. Und selbst bei den ausdrücklich programmatisch gedachten sowie bei den wissenschaftlichen Schriften finden sich deutliche Zeichen der Rücknahme des textuellen⁵ Anspruchs. So entstand die sein Aachener Episkopat programmatisch einleitende Schrift „Glauben – wie geht das?“ (HB 396) aus Vorträgen während einer Studienwoche mit seinen engeren Mitarbeitern, deren Tonbandnachschrift die Grundlage der – nochmals überarbeiteten – Veröffentlichung war. Schon im Vorwort (HB 396, S. 7) betont Hemmerle daher die grundsätzlich kommunikative Entstehung dieser Schrift, die entsprechend auf Kommunikation mit möglichen Lesern ausgerichtet ist und erst dort zu ihrer gedachten Entfaltung kommen kann. Gesprächsweise ist neuerdings überliefert und dann dokumentiert worden, auf welch spielerische, unpräzise, ja unbekümmerte Weise Hemmerle mit dem Stoff seiner auf den ersten Blick überspekulativ anmutenden Habilitationsarbeit über Schelling umging⁶. Gerade also weil Hemmerle offenbar grundsätzlich nicht mit einem auktorialen Anspruch an seine Texte heranging, ist es verständlich und absehbar, dass sein Schrifttum nicht „genetisch rein“ anmutet und

gedanklichen Voraussetzungen des Gesagten nicht vertraut waren, läßt die Frage nach diesem „Selben“ wohl als noch unbeantwortet erscheinen. – Eine solche Beobachtung ist im übrigen phänomenologischer Natur und impliziert daher keineswegs irgendeine Art von Heterodoxieverdacht. Allerdings musste Hemmerles Bemühen, das „Unselbstverständliche“ und Unvordenkliche des Glaubens herauszustellen, einer Glaubensmentalität, die überwiegend vom (vermeintlich) Selbstverständlichen des Immer-schon-Geglaubten ausgeht, große Schwierigkeiten bereiten.

⁵ Von „Textualität“ sprechen wir hier, um die später noch zu erörternde innere Differenz und Vielstimmigkeit des Verhältnisses von Sprache und Text anzuzeigen. Die im Untertitel dieses Aufsatzes angesprochene „Signatur“ meint selbstverständlich nicht den bibliothekarischen Terminus, sondern spielt beispielsweise auf Friedrich Schlegels Essay über die „Signatur des Zeitalters“ (von 1820–23) an. Wie die „Textualität“ von Hemmerles Schriften die „Signatur“ seines inhaltlichen Denkens bedeutet, so mag andererseits sein Denken selbst auf eine bisher größtenteils noch verborgene Weise die „Signatur“ des gegenwärtigen – theologischen und glaubensmäßigen – „Zeitalters“ bezeichnen.

⁶ Wilfried Hagemann – Wolfgang Bader: Klaus Hemmerle – Grundlinien eines Lebens (München, Zürich, Wien 2000) S. 83 f.

sich schwer in vorliegende und übliche Raster einordnen läßt. Es war die besondere Schwierigkeit der bibliographischen Arbeit, dass für viele Texte erst sorgfältig abgewogen werden musste, ob und inwiefern sie überhaupt in einer „Bibliographie“ erscheinen konnten. Bischof Hemmerle „verausgabte“ sich im wörtlichen Sinne auch im Hinblick auf seine Texte. Beinahe das Wenigste kann daher als von ihm „geschrieben“ gelten, nämlich eben weil vieles Veröffentlichte, wie angedeutet, auf Tonbandnachschriften u. ä. zurückgeht, die der Bischof günstigstenfalls vor dem Druck noch leicht redigierte⁷. Auch nahm er jeden, auch zufälligen Anlaß – seien es Pfarrjubiläen, Ehrentage oder diözesane Dechantenkonferenzen – ernst genug, ja geradezu *als* Ernstfall, um seine spirituellen Grundeinsichten auszusetzen und daran je neu zu bewähren. Die Ernsthaftigkeit solcher Bewährungsversuche bezeugten sich dann eben in zahllosen Mit- und Nachschriften, die dann z. T. auch ohne des Bischofs eigenhändige Redaktion in die Öffentlichkeit gingen⁸.

Dem allem ist zu entnehmen: Einen Text nur als solchen zu nehmen, ist – in der Handhabung Hemmerles – immer schon zu viel und gleichzeitig auch zu wenig. Zu viel, falls er als abschließendes, definitives Dokument verstanden werden sollte. Zu wenig, falls man aus ebendiesem Grunde einfach bei ihm stehen bleiben wollte. Der Text Hemmerles ist offen.

⁷ Extremfälle in dieser Hinsicht sind vielleicht die auch in Bibliotheken kursierende (aber gleichwohl nicht „bibliographiefähige“) Nachschrift einer Bochumer Vorlesung über „Phänomenologie der Religion“ (von 1973) sowie der im Mitteilungsblatt der AKThB Jg. 35 (1988) S. 69–71 (= HB 1072) verzeichnete virtuelle Hemmerle-Text, der in Wahrheit im Genus der nachträglichen Nachschrift aus der Erinnerung eines Zuhörers eine „Zusammenfassung“ von Hemmerles Festrede zum 50jährigen Bestehen der Diözesanbibliothek Aachen 1987 bietet. Es sei erlaubt zu vermerken, dass dieser Zuhörer der Verfasser dieses Beitrags ist.

Nach Abschluss unserer Bibliographie erschien als weiteres Beispiel der eben erwähnten Art – der Abdruck des Textes einer Fernsehansprache, die der Bischof als „Wort zum Sonntag“ am 6. September 1986 im ARD-Fernsehen zur Vorbereitung des Aachener Katholikentages hielt. Vgl.: Ein bißchen Sonntag jeden Tag: Texte aus dem „Wort zum Sonntag“; hrsg. Reinhold Jacobi [u. a.], (Bonn 2000) S. 134 f.

⁸ Ein besonders schönes Beispiel eines auf diese Weise spontan entstandenen Textes ist ein in Handschrift erhaltenes Konzeptblatt aus einer Klausurtagung des Diözesanpriesterrates des Bistums Aachen 1993, das in den „Ausgewählten Werken“ (HB 1376) im Druck und im Faksimile veröffentlicht wurde (HB 1382).

Nicht das bereits Vorliegende ist für ihn maßgeblich, sondern das, was im Text je noch weiter geht: das je anders zu Sagende und Gesagte. Ein Text ist sonst in Gefahr, zu erstarrter Sprache zu werden. Sprache ist für Hemmerle aber ein Phänomen der Bewegung, der Mitte, ein Phänomen der Ineinanderbewegung, der – in Hemmerles Wort – „Gegenwendigkeit“ von Mitte und Peripherie, von Wort und Antwort. Das bedeutet auch: Die Hauptsache dessen, was Hemmerle sagen will, liegt nicht schon in sogenannten theologischen „Hauptwerken“ beschlossen. Vielmehr ist der Ernstfall des Gedankens gerade dort zu suchen, wo man diesen Gedanken normalerweise gar nicht vermuten würde, wo er aber sich allererst bewähren muss. Von daher ist zu verstehen, dass zum Werk Hemmerles all die zunächst marginal erscheinenden Gelegenheitstexte dazugehören und mit zu berücksichtigen sind⁹.

II.

Im übrigen – und dies ist eine zweite Beobachtung – macht genau dieses innere Widerspiel von vermeintlichem Zentrum und Peripherie die innere Spannung auch des rein aufzählenden Verzeichnisses unserer Bibliographie aus und macht diese sozusagen selber „lesbar“. Dazu kommt, dass Hemmerles Kunst darin bestand, oft bereits in seinen Titeln vieles von dem aphoristisch verknüpft anzudeuten, was in den Texten dann

⁹ Dies ist zugleich ein Hinweis an die wissenschaftliche Rezeption. Sicherlich war die Versuchung bisher sehr groß sich, bei der wissenschaftlichen Bearbeitung von Hemmerles Denken an die leicht zugänglichen größeren Werke zu halten. Wenn man mit Hemmerle allerdings den Gedanken ernst nehmen will, dass aus der Praxisanwendung, aus der Bewährung am Einzelfall der Gedanke überhaupt erst er selber wird, würde das Haften an den bisher dominanten „Hauptwerken“ zu einer gewissen Gefahr: dass nämlich die „Ablenkung“ durch die pastorale Praxis für ursächlich dafür gehalten wird, dass Hemmerle in seinem wissenschaftlichen Anliegen beim „Unausgearbeiteten“ (gezwungenermaßen) stehen geblieben sei. Vgl. Michael Böhnke (s. Anm. 1) S. 250: Hemmerle entwickle ein „Denkmodell, dessen Potential er dogmatisch nicht ausgeschöpft hat“. Ähnlich bei Böhnke öfter, der sich vor allem auf die „Thesen zu einer trinitarischen Ontologie“ (HB 307) stützt und dabei wohl auch nicht hinreichend bedenkt, dass es Hemmerle grundsätzlich nicht um „reine Wissenschaft“ bzw. Dogmatik geht. Es mag ein erwünschter Effekt unserer Bibliographie demnach darin bestehen, dass nunmehr auch die „Peripherie“ von Hemmerles Werk und Wirksamkeit – und damit erst das Ganze – in den Blick kommt.

selber ausführlicher zum Ausdruck kam – manchmal sogar so anzudeuten, dass in der Andeutung in gewisser Weise mehr zum Vorschein kam, als in der Darlegung überhaupt gesagt werden konnte. Vieles vom „Peripheren“ läßt sich mit dem schweren Geschütz der Argumente gar nicht aufspüren; es bleibt nur in oft leise ironischer Verweisung gleichsam schwebend gegenwärtig.

Der Titel eines kleinen Aufsatzes: „Spaß beiseite: Was ist Humor?“ (HB 761) bringt so mit einer einfachen ironischen Wendung ein Vielfaches und innerlich Verschränktes zum Ausdruck. Um das Phänomen Humor – das sich solchem Ansinnen eigentlich sperrt – gedanklich und „theoretisch“ zu ordnen, ist man veranlaßt, das aktuelle Phänomen selber beiseite zu stellen; es ist dann aber eben auch nicht mehr als solches präsent. Diese angespielte Dialektik wird aber im Text selber gar nicht ausgeführt. Vielmehr wird an Beispielen dargestellt, dass Humor darin bestehe, nicht einfach die Dinge „nur so zu nehmen, wie sie sind“, sondern sie „auch so zu sehen, wie sie nicht sind“ und ihnen so einen Hintergrund zu geben, um sie „näher und tiefer, umfassender und farbenreicher ... sehen zu können“¹⁰.

Die von Hemmerle auch persönlich virtuos geübte Ironie des Sprach- und Wortspiels ist oftmals in seinen Titeln das Mittel, um Hintergründe und verschwiegen Mitgemeintes anklingen zu lassen, das sich einer direkten Definition und Beschreibung entzieht. So schwingt beispielsweise in dem Titel eines seiner „Hauptwerke“: „Glauben – wie geht das?“ (HB 396) wohl auch mit, (wird aber nicht angesprochen), dass einerseits Glauben von den Glaubenden eher als Bestand denn als Vollzug aufgefaßt wird (daher der Überraschungseffekt, wenn nun „Glaube“ und „gehen“ plötzlich zusammengesehen werden), andererseits klingt an, dass gemeinhin, zunächst und zumeist, „Glauben“ heute eben gerade nicht mehr selbstverständlich „geht“. Daher die skeptische Frage, die der Leser im Titel mithört: Glauben – wie geht das eigentlich, oder gar: geht Glauben (heute) überhaupt (noch)? und: Glauben – was ist das überhaupt? Die Antwort auf solche Fragen kann denn auch nur darin liegen, die Fragen selber als Antworten zu lesen, Glauben als einen Vollzug des „Gehens“ selber zu verstehen.

Eine Predigt Hemmerles steht unter dem Motto: „Werde auf der Stelle heilig“ (HB 647), und sie reißt damit schon in der wiederum leicht ironisierenden Formulierung das Dilemma auf, dass man selbstverständ-

¹⁰ HB 761, S. 4

lich nicht im umgangssprachlichen Sinne „auf der Stelle“¹¹ heilig „werden“ kann, dass aber andererseits, wie der Text dann ausführt, Heiligkeit eben auch nicht sozusagen auf die lange Bank geschoben werden kann, denn: „Ich muss jetzt heilig sein, oder ich bin es nie“¹².

Man könnte noch eine Reihe weiterer Titelformulierungen Hemmerles zusammenstellen und – mit einem Lieblingswort Hemmerles selbst – „durchkonjugieren“, wo immer in präzisen Abbrüchungen die innere Vielstimmigkeit oder Dialektik eines Phänomens anspielend zur Sprache gebracht wird. Dadurch wird schon die Aufstellung dieser Titel in sich zu einer Art Sammlung von Kurz-Aphorismen, die im Ganzen eine lesbare Struktur innerhalb und für die gesamte Bibliographie ergeben. So etwa folgende Sequenz: „Aufbruch in den Ursprung – Aufbruch in die Zukunft“ (HB 631); „Das Neue ist älter“ (HB 626); „Die Zukunft der Zukunft“ (HB 632); „Wenn ich Ich sage, sage ich auch Du“ (HB 1247); „Geborensein verwandeln in Geborgensein“ (HB 1402). Der letztgenannte Titel verweist dabei noch auf eine besondere Sprach-Handhabung Hemmerles, der in der genannten Formulierung einen zufällig vorgefundenen Schreibfehler (das Wort „geboren“ war in einer biographischen Angabe in „geborgen“ verdruckt) als Ansatz nimmt für eine kleine anthropologische Reflexion über das Gegen- und Ineinanderspiel von Geborensein und Geborgensein. Die Sprache wird so in ihren vielfältigen Sprach-Spiel-Möglichkeiten¹³ auf ihre innere Sinnhaftigkeit abgehört, die über den Bereich des Festgelegten-Begrifflichen im Einzelfall entscheidend hinausgehen kann und sogar im Mißverstandenen Verstehen eröffnet.

III.

Die dritte Beobachtung an der literarischen Erbschaft Hemmerles bezieht sich auf die auffällige Variabilität des Textbestandes und die vielfältigen Variationen der Motive. Der Autor Hemmerle legte nicht auf den

¹¹ Ähnlich die öfters bezeugte und tradierte Interjektion Hemmerles, etwa anlässlich von Gebetszeiten bei Konferenzen: „Sofortiges Gebet ist erlaubt!“, aus der der Ohrenzeuge eine freundlich-ironische Anheimstellung (wenn auch keinesfalls direkte Bestreitung) kleinlich gehandhabter Üblichkeiten heraushörte.

¹² HB 647, S. 10

¹³ Die Kategorie „Spiel“ wird in „Vorspiel zur Theologie“ (HB 305) sogar eigens als Leitfaden genommen für eine philosophische Propädeutik zur Theologie.

Text als Text besonderen Wert, es ging ihm nicht um persönliche Autorschaft, sondern um ein Zeugnis, das in einen dialogischen Weg und in eine Weggemeinschaft¹⁴ einmünden sollte. Wenn er sich daher, wie angedeutet, in dem Sinne „verausgabte“, dass er Nachschriften und Nachdrucke seiner Äußerungen zuließ und das, worum es ihm inhaltlich ging, immer neu und anders formulierte und variierte, so ist ihm dies die Praxis-Form der Einsicht, dass Erkenntnis sich nicht im Subjekt zentriert, sondern dass dieses gleichsam zum Zeugen genommen wird für ein es übergreifendes Wahrheitsgeschehen: „meine Lehre ist nicht mein ...“ (vgl. Joh. 7,16)¹⁵

Der erste zu konstatierende Tatbestand in dieser Richtung ist, dass von manchen von Hemmerles Texten auch noch nach Jahren Nachdrucke veranstaltet wurden, offenbar in der Annahme, dass sie noch als aktuelle zu sprechen in der Lage wären. Auch die Ausgabe der Ausgewählten Schriften (HB 1376) versteht sich ja keineswegs als eine bloß historische Dokumentation, sondern will den Beitrag Hemmerles zur theologischen und pastoralen Situation als einen gleichzeitigen in Erinnerung bringen¹⁶.

Der Akzent der „Gleichzeitigkeit“, des je aktuell wirksam gedachten Wortes in Hemmerles Verkündigung, verdeutlicht sich auch darin, dass eine Vielzahl von gedruckten Predignachschriften existieren. Unsere Bibliographie hat dieses Genus von Hemmerles Veröffentlichungen, die in aller Regel nicht auf seinem Schreibtisch entstanden, als eigene Kategorie ausgewiesen. Ein besonders bedenkenswerter Fall liegt hierbei darin, dass von einigen seiner Predigten aus dem letzten Lebensjahr, die direkt nach Hemmerles Tod gedruckt wurden (HB 1317), auch als Tondokumentation vorliegen (HB 1429), die an vielen Stellen Bearbeitungen in der Druckfassung erkennbar machen. Dies läßt darauf schließen, dass offenbar die Druckfassungen wenigstens der Predignachschriften überwiegend schon Teil der Wirkungsgeschichte Hemmerles sind. Unsere Reflexion läßt, vorbehaltlich näherer Forschung, im Gan-

¹⁴ Es führt daher ein durchgehender Sinnzusammenhang von den frühen Überlegungen Hemmerles über das Zeugnis (Wahrheit und Zeugnis = HB 120) als Grundelement theologischer Wissenschaftlichkeit bis hin zum pastoralen Schlagwort der Weggemeinschaft im Fastenhirtenbrief von 1989 (HB 1107)

¹⁵ Nach der Schlußwendung des Aufsatzes „Wahrheit und Zeugnis“ (HB 120, S. 72)

¹⁶ Die in der fünfbändigen Ausgabe zusammengestellten Texte werden vom Herausgeber, Reinhard Feiter, als „bleibend aktuell“ eingestuft (HB 1376, Bd. 1, S. 5)

zen vermuten, dass dies im Sinne Hemmerles der Tendenz nach legitim ist, insofern er an seinem Wort nicht als ausdrücklich seinem festhält, sondern auf Wirkung und Rezeption zielt.

Ein anderer Ausdruck der betonten Variabilität in Hemmerles Schrifttum ist die Tatsache, dass sich Motive seiner Verkündigung in reicher Metamorphose gerade in den Gelegenheitsschriften (einer weiteren Kategorie unseres Schriftenverzeichnisses) finden lassen. Gemeint sind hier beispielsweise die Gruß- und Geleitworte zu Jahresjubiläen von Gemeinden, Verbänden oder auch Kirchenchören innerhalb des Bistums Aachen. Eines der vielen Motive ist dabei die Kirchenmusik, überhaupt die Musik, die Hemmerle in diesen Grußworten zu Jubiläen der Kirchenchöre (z.B. HB 393, 956, 1083, 1084, 1091, 1178, 1214, 1219, 1251, 1306, 1308) zum Thema macht. Zusammenfassend könnte man von drei Gedankenschritten sprechen, die sich in der Synopse dieser Texte nahe legen. Zum ersten drängt die Sprache, das Wort des Menschen von sich her dazu, es ist die ihr eingeschriebene Transzendenz, in der Musik, im Gesang, „ganz zum Klingen zu kommen, ganz verwandelt zu werden in jene Bewegung des jubelnden Aufstiegs, des sich verströmenden Klanges, in denen der Mensch sich selber übersteigt, sich selber über sich hinauswendet zu Gott.“ (HB 393) Und in solch verwandelnder Hinauswendung zu Gott wird auch erst fühlbar und erfahrbar, was allenfalls von Gott erkannt und festgehalten werden kann: „Nur wenn überall Gott so groß ist, dass man aus Freude über ihn singt, nur wo Gott so gut ist, dass seine Güte uns im Zusammenklang vereint, nur wo Gott so nahe ist, dass wir ihm die menschliche Freude unseres Singens und Jubilieren zuzumuten, haben wir ihn verstanden und wird er durch uns bekannt gemacht unter den Menschen als der, der er ist: der große, der gute, der nahe Gott.“ (HB 1178) Und in nochmaliger Rückwendung zum Menschen wird in diesem Gedankengang klar, wie sozusagen das Medium beschrieben werden muss, in dem diese Gottes-Erfahrung möglich ist: „Im Chorgesang wie in der Liebe bringt jeder sich ganz ein – und nimmt sich zugleich zurück, weil er hinhört aufs Ganze, sich einfügt ins Ganze, nicht selber glänzen will, sondern den einen und gemeinsamen Lobgesang auf seine Weise und zu seinem Teil zum Klingen zu bringen sucht.“ (HB 1084)

Die Variabilität des Textbestandes also läßt auf die Textualität des Textes selber aufmerksam werden. In Hemmerles immer neuen Formulierungsversuchen und –varianten geht es offensichtlich darum, ein Mosaik oder ein Kaleidoskop aufzubauen, das die Vieldimensionalität

des Gemeinten an- und umspielen soll. Es soll gerade kein konstruktiver Zugriff auf die Sache stattfinden, sondern es soll sich im Spiel die Möglichkeit eröffnen, dass der gemeinte Inhalt selber sich ergibt und sich zeigt. Dabei bleibt aber auch immer eine „Differenz“ zwischen dem Vorliegen eines Textbestandes und dem, was in ihm über ihn hinaus sich vollzieht.

Auf die Schriftlichkeit, die Textualität als eigens zu bedenkendes Medium des sich zum Text verwandelnden Wortes – und die darin zutage tretende „Differenz“ – hat in philosophischer Weise nachdrücklich das Werk Jacques Derridas¹⁷ aufmerksam gemacht. Wenn freilich Derridas Argumentationsziel darauf hinausläuft, dass in der Vieldimensionalität und Verschiedenverstehbarkeit der Texte letztlich ein einheitlicher Sinn nicht mehr zu postulieren und durchzuhalten ist (bzw. sich in unterschiedliche, für sich bestehende Sinn-Vorschläge vervielfältigt), ist es Hemmerles Grundüberzeugung, dass im Variantenspiel der Text-Vorschläge ein Letztes und Eines an Sinn – man kann allerdings nicht sagen: sich durchhält, sondern – sich im dia-logischen Spiel mitzuverstehen gibt, vielleicht sogar, *ohne* dass sich dieses Eine als solches noch für sich *begrifflich* abhebt. Wenn daher eine Konsequenz von Derridas „Dekonstruktion“ tatsächlich zur Erkenntnis führen sollte, dass das „Beste, was ein Text ... machen kann, ... die allegorische Darstellung seiner Unlesbarkeit [ist]“¹⁸, so wäre mit Hemmerle wohl entgegnend zu sagen: Das Beste, was *wir* mit einem Text machen können, sei die spielerische Unterstellung seiner Lesbarkeit¹⁹, – unter der freilich nicht mehr abzusi-chernden Voraussetzung, dass dieses Wagnis von einem unverfügbaren, gewährenden Grunde her getragen, eingelöst und er-löst werden wird. Dieses mag denn auch eine, zwar etwas umständliche, Beschreibung dessen sein, was mit dem einfachen Wort Glauben gemeint ist. Wohin-gegen das zitierte Insistieren auf der grundsätzlichen „Unlesbarkeit“, beinahe zu verstehen als Un-er-lösbarkeit von Texten sowohl wie von Erfahrungen generell, im Grunde genau die Signatur und Struktur mo-

¹⁷ Jacques Derrida: *L'écriture et la différence* (erstmalig Paris 1967); ders.: *De la grammatologie* (erstmalig Paris 1967)

¹⁸ So P. de Man, zit. in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie* (hg. Joachim Ritter / Karlfried Gründer) Band 10 (Basel 1998) Sp. 1048 im Artikel „Textualität; Dekonstruktion“ v. Hans Dieter Gondek

¹⁹ Der Fastenhirtenbrief von 1976 (HB 311) lud ein, nach einer „Überschrift für unser Leben“ zu suchen, in der Zuversicht, dass mit dem eröffnenden Wort auch der „Text“ eines ganzen Lebens „lesbar“ würde.

dern-säkularer, von jedem solchen „Glauben“ sich distanziert haltender Befindlichkeit angibt²⁰.

Jedenfalls bleibt auch bei Hemmerle in aller „Schrift“ eine „Differenz“, die aber vielleicht eher mit den sprachphilosophischen Gedankengängen Wilhelm von Humboldts als die Dichotomie von „ergon“ und „energeia“ beschrieben werden könnte. Jeder aktuelle Text wäre hier nach ein Erzeugtes, ergon, das aber doch jeweils in die Dynamik des Erzeugens, energeia, zurückgestellt und von dorthin je neu verstanden werden muss. So wäre es im Sinne Humboldts auch klar, dass die Sprache „nirgends, auch in der Schrift nicht, eine bleibende Stätte“²¹ hat, sondern stets unterwegs bleibt zu dem, was ihr als letzter Sinn vorschwebt.

IV.

Wir haben in diesem Streifzug durch die „Textualität“ des Schrifttums von Klaus Hemmerle bisher kaum inhaltlich von Theologischem gesprochen, wenigstens nicht von „klassischen“ Themen wie Gott, Erlösung, Kirche²². Natürlich ist von all dem bei Hemmerle ausgiebig die Rede. Der Blick auf die Bibliographie hat uns aber zunächst einmal die Sichtweise und die Struktur dessen gezeigt, *wie* Hemmerle an Inhaltliches herangeht, zumindest so weit, wie es der Art der schriftlichen Fixierung zu entnehmen ist. Nach der Überzeugung Hemmerles läßt sich von Inhaltlichem und zumal von Theologischem nicht mehr geradehin und ohne Berücksichtigung der Methode reden. Andererseits muss, soll überhaupt etwas und zumal Theologisches gesagt und verstanden werden können, die Text- und Aussagestruktur bereits von dem, was inhaltlich gesagt werden soll, gleichsam „imprägniert“ sein, damit etwas davon

²⁰ Es wird in dieser Parallele auch sofort sichtbar, dass die habituelle Verweigerung von „Glauben“ sich ja nicht nur, und nicht einmal in erster Linie, auf religiöse Inhalte bezieht, sondern auf „Texte“ und Sinnstrukturen jeder Art. In zunehmendem Maße werden daher gegenwärtig nicht nur religiöse Kon-Texte unlesbar, sondern auch literarische und allgemein-kulturelle.

²¹ Vgl. die Äußerungen zu Ergon und Energeia in Humboldts Schrift „Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaus“, zit. nach der Ausgabe: Wilhelm von Humboldt: Werke in fünf Bänden (hg. Andreas Flinter [u. a.], Band 3 (Darmstadt 1963) S. 144–367, hier: S. 418, sowie das wörtliche Zitat S. 226.

²² Vgl. hierzu den Schluß von „Vorspiel zur Theologie“ (HB 305), S. 157: „Was ausdrücklich am wenigsten vorkam, war die Theologie“.

zum Adressaten durchdringen kann. Nach einer bedeutsamen Beobachtung Hemmerles redet aber die Theologie – entsprechend den methodischen Vorgaben neuzeitlichen Denkens, wonach die Dinge zu betrachten seien, „etsi Deus non daretur“²³ – allzu oft von Gott so, als ob es Gott gar nicht gäbe und erst noch bewiesen werden müßte, oder als ob es allererst Aufgabe der Theologie wäre, alles, was mit Gott zusammenhängt, in fügliche Klarheit zu bringen. Methodisch sind daher die Hinweise Hemmerles zum Mit-Denken, zum Mit-Gang im Denken (etwa im Schelling-Werk, HB 59, S. 24 ff.) von entscheidender Bedeutung, – wenn es nicht sogar womöglich die vorhin zitierten kurzen Reflexionen zu Musik und Gesang sind, welche diejenige Kon-Sonanz des Denkens mit dem Gedachten andeuten, um die es Hemmerle letztlich geht. Es ist also nicht die Subjektivität des Erkennenden und die von ihr abgeleitete Methodik die Instanz, die das Maß dessen vorgäbe, was gelten soll. Die beschreibende Sprache muss vielmehr dem Rechnung tragen, dass Gott da ist, es muss eine Sprache sein, die davon ausgeht, – der es zu entnehmen, der es abzunehmen, der es zu „glauben“ ist, dass es Gott gibt, insoweit sie nämlich bereits vorgängig von Gott beansprucht ist – eine Sprache also, wie schon gesagt, deren Struktur bereits von der Tatsache Gottes „imprägniert“ ist – freilich nicht im Sinne einer platten Selbstverständlichkeit, die jedermann sofort zuhanden und verfügbar wäre, sondern so, dass die Offenheit für Gottes Unselbstverständlichkeit jederzeit spürbar bleibt.

Wie aber kann das sein, dass eine Sprache von Gott im Voraus beansprucht wird, und gar noch eine wissenschaftlich sich verantwortende Sprache? Was für eine Struktur von Sprache mag das sein? Eine Sprache und ein Denken freilich, das sich Gott allererst herleiten und beweisen muss, kann nicht von der gesuchten Art sein. Es geht also nicht darum, Gott – und sei es in der sublimsten Weise – zu konstruieren. Um dies zu zeigen, dreht Hemmerle einmal den in dieser Hinsicht tatsächlich sublimsten Versuch eines Gottesbeweises bewußt um und sagt: „Gott zeigt, wer er ist, indem er (...) der geworden ist, ‚quo minus cogitari nequit‘. ... Gott zeigt sich verbindlich nicht in dem, worüber hinaus nichts Größeres

²³ Dieser Satz von Hugo Grotius wird von Hemmerle immer wieder zitiert; hier zit. nach: „Bonaventura und der Ansatz theologischen Denkens“ (HB 278), S. 90, wo in ebendem Zusammenhang vom „puren Selbstwiderspruch“ der Theologie die Rede ist, sofern sie sich auf diese Denkfigur einläßt.

gedacht werden, sondern in dem, worunter hinaus nichts Kleineres gedacht werden kann.“²⁴

Dieser Gedanke will natürlich denjenigen, den er „umdreht“, nicht einfach nur ersetzen, dergestalt, dass *er* jetzt nun die „richtigere“ Definition Gottes darstellte. Es geht vielmehr darum, durch den Gedanken in eine Dynamik einspringen zu lassen, die jedes Festhalten und jede Definition zurückläßt.

Solche Dynamik, scheint es, läßt sich an der Textform, der Textualität des Schrifttums von Klaus Hemmerle, so wie es sich nun überschauen läßt, ablesen. Eine zusammenfassende Bestätigung dieser Beobachtungen mag es sein, dass Hemmerle selbst auf die Struktur solcher Zusammenhänge immer wieder eingeht. So beginnt eine kürzere Reflexion auf das Werk Franz von Baaders (HB 1003), welchem ja auch schon die Dissertation (HB 2 bzw. HB 33) gegolten hatte, mit der Feststellung, dass „die immanente Dramatik“ des „Sprach- und Denkstils“ einen Zugang bieten kann zur „Inhaltlichkeit“ des Gedachten²⁵, ja dass letztlich „die Struktur des geschehen[d]en Denkens und Sprechens und die des Gedachten bei Baader ein und dasselbe sind“²⁶. Wenn der Titel des zitierten Aufsatzes auf Baaders „Theologie in Fragmenten“ hinweist, so bedeutet dies, dass die Sprach-Struktur dieses Denkens sichtbar werden läßt, wie im einzelnen Sprach-Ereignis, im Fragment, eine „Spiegelung des Gan-

²⁴ HB 501 („Christus – die Epiphanie Gottes als Mitte, Rand und Abgrund“) S. 4. Der gleiche Gedanke – Metamorphose und Umkehrung des klassischen Arguments von Anselm von Canterbury – heißt in einer anderen, fast gleichzeitigen Variante: Gott „ist jene Liebe, über die hinaus eine größere nicht gedacht werden kann. Der, über den hinaus ein Größerer nicht gedacht werden kann, der größte Gott ist deswegen der größte und darum der Größte, weil er die größte Liebe hat. Und diese größte Liebe kann er menschlich nicht anders zeigen als so, dass er dasjenige wird, unter das hinab nichts Kleineres und Niedrigeres gedacht werden kann.“ (HB 525: „Der Salto der Erniedrigung“, S. 23) Die – wenn man so will – nicht restlos kongruente logische Struktur beider Fassungen läßt umso deutlicher darauf aufmerksam werden, dass die innere Logik des Gedankens selbst anderswo liegt als in der naheliegenden Erwartung formaler Übereinstimmung. (In beiden Fällen handelt es sich offenbar um Nachschriften, eines Vortrags und einer Predigt, jeweils aus Anlass einer Diakonatsweihe.) Das Beispiel mag zugleich ein Beleg dafür sein, in welcher Weise Hemmerles Denken zum jeweils „Selben“ des klassischen Bestands sich verhält (vgl. oben Anm. 4).

²⁵ HB 1003, S. 161

²⁶ HB 1003, S. 166

zen sich vollzieht, „das als Ganzes gerade zu entgehen drohte, wo es nur im ganzen behandelt würde“²⁷.

Auch der schon erwähnte frühe Bonaventura-Aufsatz (HB 278) geht davon aus, dass für die Erschließung der Gedanken-Struktur des Theologen „gerade das interessant [ist], was seinen ‚eigentlichen‘, ‚inhaltlichen‘ Ausführungen vorausgeht und oft nur wie eine fromme und begleitende Figur, wie ein Rankenwerk auf uns wirkt“²⁸. Im Sinne Bonaventuras aber (und im Blick, den Hemmerle auf ihn wirft) bezieht sich jedes solche zunächst peripher erscheinende Phänomen doch strukturell auf die „Mitte“, die zur Mitte dieser Peripherie und letztlich selbst zur Peripherie wird (in schließlich christologischer Konsequenz). So lässt sich von diesem Aspekt her, aus der vermittelten „Differenz“ zwischen Mitte und Peripherie, ablesen, „dass von ihr her Kommunikation, Verständigung eröffnet ist, die dem Menschen das glaubende Verstehen Gottes, seiner selbst, seiner Mitmenschen und der Welt gewährt“²⁹.

Wenn so der zunächst und zumeist entzogen erscheinende Ursprung sich als Vermittlungsgeschehen erweist (so übersetzt sich in diesem Kontext der Begriff „Inkarnation“), hat dies Konsequenzen für die Stellung des Menschen, der sich denkend seiner selbst vergewissert. Theologische Erkenntnis wird nämlich zur Nachfolge, zur „imitatio“ dieses Vermittlungsgeschehens oder: Nachfolge wird zur Theologie, in größtmöglicher Abhebung zu jedem „metaphysisch“ abgelenkten theologischen Denken. Und so mag denn die Struktur des Schrifttums von Klaus Hemmerle – in der aus seiner bibliographischen Zusammenstellung ermittelten Dialektik von Mitte und Peripherie – mit dem, worum es ihm inhaltlich ging, tatsächlich als „ein und dasselbe“ übereinkommen.

²⁷ HB 1003, S. 164

²⁸ HB 278, S. 91

²⁹ HB 278, S. 97